

## = Kapitel 2 =

### Ein Säbelduell und seine Folgen.

Ich ging auf die Kommandobrücke und meldete mich als dritter Offizier dem Kapitän, der noch immer so dasaß, die Hände in den Hosentaschen und die langen Beine über das Geländer gehängt, überreichte ihm meine Papiere, wollte es tun. Aber dazu hätte er doch die Hände herausnehmen müssen.

„Well, legen Sie sie dorthin. Sind Sie erschöpft, müde?“

„Nein, gar nicht.“

„Well, Sie treten heute mittag die dritte Wache an, ich gehe mit Ihnen.“

„Wir gehen drei Wachen?“ wunderte ich mich.

„Drei Wachen.“

Ich ging.

„Eehh,“ wurde ich da zurückgerufen. „Wofür halten Sie das dort?“

Ich blickte hin, wohin er blickte, sah aber nichts.

„Was meinen Herr Kapitän?“

„Dort, das Ding auf dem Wasser.“

Er nickte nach der Richtung, dann hob er sein langes Bein und deutete mit langgestreckter Fußspitze. Ich visierte das Bein entlang, mußte mir dabei ein Lächeln verkneifen.

Ja, jetzt sah ich es. Wohl nur ein Brett.

„Meine ich auch. Well.“

Ich ging unter die Back, wo ich meine Leute vermutete, steckte wenigstens den Kopf durch die Tür. Daß ein Offizier das Mannschaftslogis betritt, verbietet die Bordroutine, ein ehernes Anstandsgesetz, wenn es auch ungeschrieben ist.

Es waren mehr als 40 Mann, die an zwei langen Tafeln richtig bei gebratenem Schinken und Spiegeleiern saßen, früh um fünf.

Kann man verstehen, weshalb ich so staunte, meinen Augen kaum traute? Man glaube nur nicht, daß es so etwas auf anderen Schiffen gibt. Nicht auf der reichsten Privat yacht. Ganz im Gegenteil. Je reicher der Yachtbesitzer, desto mehr wird geknausert.

Na, ich mußte meinen Augen wohl trauen. Es waren unterdessen, seitdem die Tafel vorübergetragen, ja erst wenige Minuten vergangen, die Leute waren noch beim besten Schaffen, darunter auch meine, die nicht schlecht stopften und kauten. Schon das frische Weißbrot war ihnen ja die größte Leckerei.

„Hört, Jungens, Segelmacher—Ihr sollt achteraus zur Patrona kommen. Ihr könnt anmustern. Geht sofort. Laßt Euch etwas aufheben.“

Alle fünf standen denn auch sofort auf. Die drei Matrosen und der Junge propften sich nur noch einmal den Mund tüchtig voll, mein Segelmacher hingegen, frech wie immer, und Oskar hieß er auch, langte erst noch einmal zu,

nahm in jede Hand noch eine große Schinkenscheibe, auf jeder zwei Spiegeleier.

Er wollte sie wohl unterwegs schnell essen, auf dem Gange nach der Kajüte. Da nun aber die Dotter noch sehr weich waren, so mußte er gleich zu balancieren anfangen. Und dann besann er sich eines anderen, er schob die beiden Schinkenscheiben samt den Eiern in die Hosentaschen, in jede eine.

Wie der dann die weichen Eier wieder aus den Hosentaschen herausbringen wollte, da hätte ich auch dabei sein mögen.

Ich begegnete dem Inder, der seine Füße als Hände gebrauchen konnte, hielt ihn an—jawohl, er war Steward, sogar der erste, sprach Englisch, wußte schon, daß er mir meine Kabinen zeigen sollte, führte mich durch einen anderen Eingang ins Zwischendeck.

Kabinen? Auch der sprach in der Mehrzahl? Wahrhaftig, sogar der dritte Steuermann bekam hier eine Schlaf- und eine Wohnkabine, und wie eingerichtet, die reinen Salons!

Nun allerdings war dieses Schiff ja für Aufnahme von 400 Mann berechnet, und 70 waren, wie ich dann erfuhr, nur darauf, Platz war also genug vorhanden—aber immerhin, zwei Kabinen erhält auch auf einem Salondampfer der erste Offizier nicht.

„Wollen Sie hier oder in der Offiziersmesse frühstücken?“

„Ist es denn hier nicht Zwang, gemeinsam an der Tafel zu essen?“

„Zwang? Hier gibt es überhaupt keinen Zwang. Hier macht außer Dienst jeder, was er will. Wenn Sie wünschen, serviere ich Ihnen den Tee oben auf der Royalrahe.“

So lautete die etwas freie und ebenso sehr merkwürdige Antwort des Stewards. Denn auf anderen Schiffen gibt es so etwas nicht. Auch in der Kaufahrtei darf nicht einmal ein Matrose essen, wo er will, nur an der Back, am gemeinschaftlichen Tische.

Vor allen Dingen aber hatte ich jetzt das Wort „Tee“ gehört.

„Gut, so werde ich diesmal hier essen—also essen—Tee kann man bekanntlich nur trinken.“

Der braunschwarze Fußkünstler verstand mich sofort, der hatte nicht umsonst ein so verschmitztes Gesicht.

„Sehr wohl, Master Governor—ich weiß schon—die Schüsseln sind für Sie bereits heiß gesetzt, ich bringe sie sofort.“

Er ging, ich sah mich in meiner nunmehrigen Behausung etwas näher um.

Donnerwetter, hier war's aber fein! Diese Koje! Seidene Decken! Überall der Name »Argos« mit Gold hineingestickt. Da konnte ich nicht mit meinen Seestiefeln drunterkriechen, wie ich's manchmal liebte. Und dieser Waschtisch!

Übrigens hatte ich es sehr nötig, daß ich mich wieder einmal wusch. Ich klappte die Mahagoniplatte hoch. Da mußte ich aber erst Seife— —

Nein, da lag sie schon. Erst aber glaubte ich, es wäre Schokolade. Erstens in Silberpapier eingewickelt, zweitens sah das Stück braun aus, drittens roch es nach Zimt und Vanille. Außerdem aber auch noch nach Rosen, Veilchen, Reseda und anderen Blumen des Morgen- und Abendlandes.

„Madame Pompadour“ war darauf gepreßt und auf einem beigepackten Zettelchen war außer der Versicherung, daß sich mit dieser Seife ständig, wenn sie nicht gerade etwas anderes zu tun hatte, die Madame Pompadour gewaschen habe, auch der Preis eines solchen Stückes draufgedruckt: un Franc.

Heuheu!! Dafür bekommt man ja in Hamburg ein Beefsteak frisch von der Pfanne mit Bratkartoffeln oder vier Pfund allerfeinste Schmierseife! Greunseep.

Wasser war vorhanden. Also ich zog meinen Flausrock aus, krepelte die Hemdärmeln hoch, Kragen und Schlips hatte ich nicht abzulegen, und pompourte mich für einen Franken.

Ich war noch nicht weit über die Handgelenke hinausgekommen, als in der Korridor-tür des Nebenzimmers, die der Steward offen gelassen hatte, die Patrona auftauchte. Der Waschtisch stand so, daß ich sie gleich sehen konnte, sie also auch mich.

„Darf ich eintreten?“

„Bitte sehr.“

„Ich dachte, weil die Tür offen war—Sie brauchen sich nicht zu genieren.“

Dabei war sie durch die Wohnkabine gegangen, auch in diese Tür getreten.

Nein, ich geniere mich durchaus nicht, da war ich nicht so. Mit einem Male aber fing ich mich doch ein bißchen zu genieren an. Nämlich weil die so meinen Arm anstarrte.

„Herr Gott, haben Sie Arme!!“

Ja, die hatte ich. Man sah es sonst meiner Gestalt nicht an, was ich für Muskeln hatte. Aber ich dachte, die meinte, weil von meinen Armen so eine schwarze Sauce herunterlief.

„Wir mußten doch löschen, und überhaupt, es war doch ein Kohlenschiff, und auf Segelkasten ist das Waschwasser rar,“ suchte ich mich zu entschuldigen.

Nur ein leises Zucken um ihren Mund.

„Ich wollte nur sehen, ob Sie alles finden. Dort in der Schublade liegt Kamm und Zahnbürste und alles. Natürlich alles neu. Ich habe soeben alles selbst gebracht. Lieben Sie Gardinen vor den Fensterchen? Ich will Ihnen welche aufstecken.“

Gardinen vor den Fensterchen? Ich muß wohl ein wenig geistreiches Gesicht gemacht haben. Und weil ich mich genierte, weiter zu zeigen, daß ich eigentlich einen ziemlich weißen Arm hatte, fingerte ich dabei immer in dem Wasser herum.

Jetzt wurde auch sie etwas verlegen. Weil sie von „Fensterchen“ gesprochen hatte.

„Ich meine die Bollaugen natürlich. Ja, ich weiß, es ist nicht seemännisch. Aber mein Bruder war der tüchtigste Seemann, und vor der Abreise mußte ich immer Gardinen vor den Bollaugen seiner Kabine anbringen, sie auch sonst so traulich als möglich machen. Und ich will hier auf meinem Schiffe wirklich eine Patrona sein, eine Schutzherrin, eine Hausmutter, eine Schiffsmutter. Ich will, daß sich mein Volk—daß sich meine Leute, Offiziere wie Matrosen und Heizer, hier wirklich wie zu Hause fühlen.“

Es war merkwürdig, daß sie sich unter Zeichen einer neuen Verlegenheit schnell korrigiert hatte. Das wäre nämlich gar nicht nötig gewesen. Sie konnte ganz ruhig „mein Volk“ sagen. Man spricht bekanntlich vom Schiffsvolk. Dabei wird das erste Wort häufig weggelassen. Jeder Kapitän spricht oft genug von seiner Mannschaft als von „seinem Volke“, ohne etwa von Größenwahnsinn geplagt zu werden.

Doch das war mir jetzt gar nicht aufgefallen.

Im Augenblicke ging mir etwas ganz anderes durch den Kopf.

Vorhin hatte ich sie nur sitzen sehen.

Jetzt stand sie in der Tür, wie in einem Bilderrahmen.

Es war eine kleine, zierliche Gestalt.

Aber nun dieses Gesicht, dieser Kopf mit dem blonden, einfach gescheitelten Haar!

Herr Gott, wo hatte ich dieses Gesicht nur schon einmal gesehen? Dieses—dieses—wunderbare Etwas darin, was man gar nicht beschreiben kann!

Ach richtig! Raffaels Sixtinische Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Arm.

Diese Verschmelzung von Jungfräulichkeit mit Mütterlichkeit, und dann wieder diese Verschmelzung von seligstem Glück mit tiefstem Schmerz, weil all das kommende Unglück schon ahnend—so etwas hat eben nur ein Raffael fertig gebracht.

Und hier schuf es der liebe Gott in natura.

Ich vermag es eben nicht zu schildern.

Und gleichzeitig gingen in meinem Kopfe noch viele andere Dinge herum: Gardinen und Pompadourseife und Kämmen und Zahnbürsten, und das alles hatte sie mir selbst gebracht, weil sie wollte, daß—

Und mit einem Male stieg es mir unbändigem Gesellen, der seine Mutter gar nicht gekannt hat, der sich nun schon seit zehn Jahren in der Welt herum-schlug, ohne einmal in eine anständige Gesellschaft gekommen zu sein, wieder so siedend heiß zum Herzen empor.

Mit einem Male hatte ich die größte Lust, meine Hände aus dem Waschbecken zu nehmen, dort nach der weißen Gestalt zu greifen und sie an mein Herz zu drücken.

Ich tat's nicht.

„Nee, ich brauche keene Gardinen.“

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie gestört habe,“ sagte sie und ging.

Aber in einem Tone hatte sie es gesagt und mit einem Lächeln, daß ich gar nicht auf den Gedanken kam, ich könnte sie beleidigt oder gekränkt haben.

Statt ihrer trat drüben wieder der Inder ein mit einem großen Brette, ich hörte ihn klappern.

Da unterbrach ich meine Wascherei. Die Arme konnten ein andermal daran-kommen. Man soll sich die Arbeit immer einteilen.

Ich trocknete die Hände ab—das erst schneeweiße Handtuch sah ja nett aus—und ging hinüber. Auf dem Tische stand ein großes Servierbrett, auf diesem ein Teeservice und eine ganze Menge schwarzer Töpfe, flache Terrinen aus Steingut, mehr als ein Dutzend. Außerdem ein Weißbrot, ungefähr anderthalb Pfund.

Ehe ich daran ging, den Inhalt der Terrinen zu untersuchen, mußte ich mir von dem Inder noch eine kleine Ansprache gefallen lassen.

„Sie einen Deitsland sein? Ick spreken auch Deitsland. Perfekt, als wäre ick geborener Deitsland.“

Ich gratulierte ihm zu seinen Sprachkenntnissen. Nun ließ ich mich aber nicht länger aufhalten, mein Magen rebellierte.

Doch es sollte noch immer nicht sein. Ein helles Lachen erklang, es kam den Korridor herauf, ein ganz unbändiges Frauenlachen, es war die Patrona, sie wollte an meiner offenen Tür vorbei, konnte vor Lachen nicht weiter, taumelte herein, warf sich auf das kleine Sofa, hielt sich lachend die Schläfen.

„Ach Gott, ach Gott—mein Kopf, mein Kopf!! —ich kann nicht mehr—was müssen Sie nur von mir denken—aber Ihr Mann—der Segelmacher—hat der Kerl Spiegeleier in den Hosentaschen!!“

Sie wollte sich an das Seitenpolster lehnen—und purzelte herunter. Es war so ein Schlafsofa, die Seitenlehnen konnten heruntergeklappt werden, und diese hier war nicht richtig befestigt gewesen.

„O Gott, o Gott, wie ich mich schäme, was müssen Sie nur von mir denken!“

Sie hatte sich aufgerafft und war lachend hinausgerannt.

Mit des Segelmachers Spiegeleiern hatte es also in der Kajüte irgend etwas gegeben. Ich erfuhr es später. Der Segelmacher hatte stramm gestanden und der Patrona seine Papiere präsentiert. Da war ein Äffchen angeschlichen gekommen, hatte von hinten heimlich in eine seiner Hosentaschen gegriffen, etwas Weiches, Nasses gefühlt, der kleine Affe hatte seine Pfote wieder herausgezogen, mit mißtrauischem Blick und verdutztem Gesicht die gelbe Sauce an seinen Fingern betrachtet, hatte die Pfote geschlenkert, daran gerochen und wieder geschlenkert, immer mißtrauischer wurde das Affengesicht—na und da war die Patrona eben losgeplatzt. Nein, die brauchte sich nicht zu schämen. Das mußte ja eine gottvolle Szene gewesen sein!

„Ja, Patrona serr gern lachen tun. Abber auck serr viel weinen. Manchmal serr viel Lachen, manchmal serr viel weinen. Patrona ist serr hartleibig.“

„Hartleibig?“

„Serr, serr hartleibig—hier.“

Und der Inder legte die Hand auf sein Herz.

Ich hatte ihn schon vorher verstanden. So schwer von Begriffen bin ich nicht. Hartleibig, wollte er sagen. Die Liebe im Herzen bereitete ihr harte Schmerzen. Manchmal aber auch großes Glück. Sie hatte eben hart mit der Liebe herumzuwürgen. Wie jedes Weib. Denn jedes Weib liebt, oder es ist kein Weib, und entweder liebt es glücklich oder unglücklich. Ich bin bloß froh, daß ich kein Mädchen geworden bin. Dann wäre ich jetzt sicher auch hartleibig gewesen.

„Bon appetit, monsieur, wünsche wohl zu speisen, lassen Sie sick gut smekken.“

Ich setzte mich in Positur, klar zum Gefecht. Es waren vier Reihen Terrinen, in jeder Reihe drei. Macht zusammen gerade ein Dutzend. Dann aber hinten als Arrieregarde der Armee noch eine dreizehnte. Hatte nichts zu sagen, ich bin nicht abergläubisch.

Natürlich fing ich mit der ersten vorn links an. Sie enthielt Pflaumenkompott. Wurde ausgelöffelt. Dann kam Selleriesalat. Verschwand. In der dritten war Butter. Die aß ich, wie sich's gehört, zusammen mit dem Anderthalbpfundbrot. Brauchte nicht sehr lange Zeit dazu. In der vierten Terrine waren verschiedene Sorten Käse.

Nun aber begann in mir leise die Ahnung zu dämmern, daß ich doch wohl von der falschen Seite aus angefangen hatte. Ich hätte oben rechts anfangen müssen und nicht links unten. Aber ordnungsliebend, wie ich nun einmal bin, setzte ich die nun einmal eingeschlagene Richtung fort. Den Terrinen war das ja auch ganz egal.

Also ich verschluckte—verspeiste die verschiedenen Käsesorten. Dann kamen Steinpilze. Den ersten Löffel spuckte ich wieder aus. Sie waren so heiß. Und dabei war der Terrinendeckel ganz kalt gewesen. Das waren nämlich solche neuen Gefäße, in denen sich alles einen ganzen Tag lang kochend heiß oder eiskalt erhält, je nachdem es hineingefüllt wird. Aber so heiß waren die Pilze

gar nicht, es war nur die erste Überraschung gewesen, ich konnte sie dann ganz gut mit drei Drucken hinabbringen.

Hierauf kam so ein Mischgemüse, das man wohl Leipziger Allerlei nennt. Fort damit an den Ort seiner Bestimmung! Dann kam Rosenkohl.

Das heißt, jetzt wurde mir die Sache verdächtig! Ich bin nicht sehr für Vegetarismus. Zwar liebe ich ab und zu ein Bündel Heu, aber nur, wenn es erst von einem Ochsen verspeist worden ist. Dann verspeise ich den Ochsen. Und der Rosenkohl löste in mir den Gedanken an Bratwürstchen aus.

Na, in der achten Terrine war Krebsragout. In der neunten eine gebackene Seezunge. Aha, es wurde schon immer fleischähnlicher! Freilich hatte ich nur noch vier Terrinen vor mir. In der zehnten lag eine gebratene Turteltaube, so zart, daß ich vergaß, die Knöchelchen beiseite zu legen. Nummer elf bestand in Hammelfleisch und Reis mit Curry, meine Lieblingsspeise; das heißt eine etwas platonische Liebe. Und nun kam Nummer zwölf daran, die letzte. Hinten die plumpe Arrieregarde zählte nicht ganz voll mit, die stand außerhalb der Reihe.

Es war mir ganz feierlich zumute, als ich den zwölften Deckel lüftete. Und da—und da—was erblickten da meine Augen?

Lagen da drin zwei stattliche Bratwürste!

Nun soll niemand mehr sagen, es gebe keine prophetischen Vorahnungen! Oder aber, die modernen amerikanischen Philosophen haben recht, man soll nur immer wünschen, immer mit aller Kraft das herbeisehnen, was man gern möchte, dann kommt es auch. Freilich meist etwas anders, als man denkt. Wie hier in meinem Falle. Ich hatte immer Bratwurst mit Rosenkohl herbeigesehnt, und statt dessen war Rosenkohl mit Bratwurst herbeigekommen, in umgekehrter Reihenfolge, in einiger Distanz voneinander.

Wie aber kamen diese Bratwürste hierher nach Patagoniens Küste?

Nun, heutzutage kann man ja alles präservieren und konservieren. Hätten die alten Ägypter unsere Kunst verstanden, sie hätten uns ihre Mumien ganz anders überliefert; eingekocht in Glasbüchsen. Auch die Hammelwürfel mit Curryreis stammten aus der Büchse, das hatte ich gleich gewußt. Und so werden auch die zukünftigen Bratwürste erst luftdicht gekocht.

Jedenfalls aber lebte man hier unten an Patagoniens Küste nicht schlecht. Früh um fünf zum ersten Frühstück.

Die dreizehnte, größere Terrine enthielt richtig die Bouillonsuppe, mit der ich die Bratwürste begoß.

Als ich mir den Mund abwischte, klopfte es. Ernst trat ein.

„Du, der Siddy schickt mich, der erste Steward, er geniert sich, selber zu kommen — weil er die Kartoffeln vergessen hat. Ob Du sie noch haben willst. Oder er will Dir als Ersatz auch noch eine große Portion frische Blut- und Leberwurst bringen. Obgleich es sonst nichts mehr davon gibt, nur noch für die Kajüte.“

„Frische Blut- und Leberwurst? Konservierte?“

Ernst sah mich groß an.

„Konservierte frische Blut- und Leberwurst? Junge, bei Dir piept's wohl? Wir haben gestern Schweineschlachten gehabt. Es war ein sehr fideles Schlachtfest. Die Sau hieß auch Fidelio.“

„Ach so,“ lachte ich, „Ihr eßt hier wohl so nach und nach die ganze Menagerie auf? Da gibt's hier wohl auch manchmal Hundeklein und Katzenragout, marinierte Ringelnatter und Laubfrosch in Gelee?“

„Nein, so wie Du denkst, ist es nicht. All das Viehzeug gehört mit zum Volke. Aber Fidelio war in die Winde gekommen, hatte sich ein Bein abgequetscht und wäre eingegangen. Da haben wir es lieber aufgefressen. Eigentlich schade um das Tier. Es war ein sehr gebildetes Schwein, klüger als mancher Mensch. Konnte auf den Hinterbeinen tanzen und die Harmonika blasen, und wenn es gefressen hatte, wischte es sich das Maul mit der Serviette. Du zum Beispiel nimmst dazu, wie ich bemerke, den Handrücken. Ja, es war schade um das Tier. Aber ein fideles Schlachtfest war es doch. Bei 70 Köpfen kommt freilich nicht viel auf den Mann. Unser Schiffsarzt ist ein Jude, ein ganz waschechter, hat eine krumme Nase, krumme Beine, Plattfüße und heißt Isidor Kohn. Und der Igel hat gerade das allermeiste von dem Schweine vertilgt.“

Ernst hatte sich gesetzt, griff in die Brusttasche—hatte der Kerl ein Zigarrenetui bei sich!! Er machte denn auch ein Gesicht danach, als er es mir präsentierte.

„Ääääh—Habanna gefällig? Oder diese hier kann ich Ihnen sehr empfehlen. Santa Rosa Estramadura Felix Brasil mit Sankt Domingo Honolulu-Deckblatt. Bitte, hier ist der Zigarrenabschneider—hier ist Feuer, bitte—äääääh—“

Er ließ ein silbernes Feuerzeug schnipsen.

„Ja, Maat, da staunst Du wohl, was?“

„Junge, Junge, Junge, Junge, was bist Du für ein feiner Bengel geworden!“ staunte ich denn auch wirklich. „Was ist denn das nur für ein Schiff?“

Ernst berichtete. Soweit er konnte. Viel war es nicht.

Vor fünf Wochen hatte er in Liverpool von einem deutschen Segler abgemustert. Noch vorher war an Bord ein „Seelenverkooper“ gekommen, ein Heuerbaas. „Wollt Ihr eine Heuer haben, Boys? Könnt sofort anmustern.“ Hin nach dem Seemannsamt. Ein Kapitän Martin hatte gemustert. Für den Dampfer ARGOS aus Noald, in Liverpool liegend, wilde Fahrt. Das heißt, da ist nichts Abenteuerliches dabei. Man wird entweder auf Ziel angeworben, also für einen bestimmten Hafen und zurück, oder für wilde Fahrt, das heißt einfach auf Zeit, der Hafen ist vielleicht noch gar nicht bestimmt, die Heuer geht von Monat zu Monat.

Auch noch die ganze Besatzung eines deutschen Dampfers wurde angenommen, der ebenfalls gerade abgemustert hatte. Mit Ausnahme des Kapitäns und einiger Offiziere. Die Kleiderkisten und Zeugsäcke auf den Buckel genommen und hin zur ARGOS abmarschiert. Dreißig Matrosen, zehn Heizer, acht Maate, das sind die Unteroffiziere, zu denen zum Beispiel auch der Koch gehört, und sechs Offiziere und Ingenieure.

Diese kamen neu an Bord, als eigentliche Mannschaft. Und das waren schon sehr viel Hände. Vorgeschrieben waren für dieses Schiff 16 Matrosen, für jede Wache acht Mann. Hier aber wurde die Mannschaft in drei Wachen geteilt, und auf jede kamen zehn! Das war eine enorme Verschwendung! Natürlich als Handelsschiff betrachtet.

Die ARGOS war von der Noalder Werft auf eigenes Risiko, ohne Bestellung, als ungepanzelter Kreuzer für die englische Marine gebaut worden, diese hatte ihn nicht abgenommen. Weshalb nicht, wußte Ernst nicht; ich später auch nicht. Ein wunderbarer Segler, mit der Hilfsmaschine dampfte er 12 Knoten, alles tadellos, Präzisionsarbeit durch und durch. Ich glaube, die neueste Theorie über die Geschützaufstellung hätte einen gänzlichen Umbau erfordert. Nun, das kam ja bei einem Kauffahrer oder Luxusfahrzeug nicht in Betracht.

Eine Frau Helene Neubert, hier unsere Patrona, hatte das fix und fertige Schiff, als Schaustück auch schon vollkommen für Offiziere und Mannschaft eingerichtet, gekauft. Mochte ja etliche Millionen dafür bezahlt haben.

Wer war die Frau Helene Neubert? Ernst wußte es nicht. Eben eine Freundin des Seesports, die sich so etwas leisten konnte.

Sie hatte schon eine Besatzung an Bord gehabt. Oder einen Teil davon. Oder eine Gesellschaft. Vierzehn Mann. Eine recht merkwürdige Gesellschaft. Allerdings nicht für ein Schiff, nicht für einen Weltfahrer oder eine Weltfahrerin. So ziemlich alle Rassen der Erde waren vertreten. Ich werde von jedem einzelnen und von seinen Tugenden und Lastern später noch genug zu erzählen haben.

Jetzt will ich nur erwähnen, daß die meisten von diesen vierzehn Mann wohl mit zur Besatzung gehörten, wie der indische Steward und der chinesische Koch und der arabische Zimmermann und der jüdische Arzt, daß aber zwischen diesen und der anderen, neu angemusterten Besatzung eine unsichtbare und dennoch undurchdringliche Scheidewand gezogen war. Und dabei trotzdem die beste Freundschaft, das harmonischste Zusammenleben. Und dennoch vollständig getrennt.

Ernst sagte mir, daß er dieses merkwürdige Verhältnis gar nicht schildern könne, das müßte ich mit der Zeit selber herausfühlen.

Diese anderen, die schon an Bord gewesen, nannte Ernst die „Exklikusen“. Er meinte Exklusiven. Aber nicht, daß nur er hier einmal ein Fremdwort falsch aussprach. Wohl hatte das einmal jemand gemacht, und nun blieb es auch allgemein bei den „Exklikusen“. Übrigens war diese Wortverdrehung gar nicht so ohne Bedeutung. Im Plattdeutschen sind Kusen die Backenzähne. Man kaut auf den Kusen und haut jemandem eine mang die Kusen. Und jene Exklikusen aßen meistens für sich, kauten für sich, konnten also recht wohl „Exklikusen“ genannt werden.

Wenn jemand zu diesen Exklusiven gehörte, so war es doch offenbar der Kapitän, der unbedingt allein essen muß. Das war aber eben nicht der Fall! Der wurde mit zur Besatzung gerechnet. Der indische Telleraufwäscher dagegen gehörte mit zu den Exklusiven, verkehrte mit der Patrona in ganz anderer Weise. Doch davon also später mehr.

Diese gemischte Gesellschaft war nebst der ganzen Menagerie, vom Königstiger an bis zum Laubfrosch, unter Frau Neuberts Führung mit dem Londoner Schnellzug nach Liverpool gekommen, das Schiff gekauft, die noch fehlende Einrichtung ergänzt, noch tausend anderlei Dinge angeschafft, verproviantiert, Kohlen eingenommen, ein Heuerbureau schickte den Kapitän Martin, vier Tage später musterte der die eigentliche Besatzung an, am anderen Tage Dampf auf und fort!

Und jetzt fing Ernst von der Patrona an zu schwärmen.

Nein, so ein Weib! Die reine Mutter zu jedem einzelnen.

„Leute! Ich bin die Patronin dieses Schiffes. Und ich will Euch eine wirkliche Patronin sein. Ihr sollt Euch auf meinem Schiffe wie zu Hause fühlen, es als Eure Heimat, als Euer Heim betrachten. Ich bin für Euch jederzeit zu sprechen. Wer etwas braucht oder sich über etwas zu beschweren hat, kommt sofort direkt zu mir. Seid Ihr gut ausgerüstet! Kommt mal alle mit.“

Sofort ins nächste große Ausrüstungsgeschäft, alle die Neuangekommenen. Hier sucht Euch aus. Was Ihr braucht. Was Euer Herz begehrt. Ganz egal, was es kostet. Und die Patrona suchte selbst mit aus, um jeden noch extra zu erfreuen. Jedem eine Meerschaumpfeife und dergleichen, was ein Matrosenherz



in Verzücken versetzt, nun aber die Meerschaumpfeife gleich mit einem langen Bernsteinstück, silberbeschlagen. Es konnte nichts teuer genug sein.

„Müßt Ihr nicht Uniformen tragen?“ unterbrach ich den Erzähler einmal.

„Nein, Du siehst doch—“

„Aber im Hafen.“

„Auch nicht. Sie sagte es gleich, daß sie solche Livreen bei freien Seeleuten nicht liebe.“

A la bonheur! Das imponierte mir vorläufig am meisten. Ja, mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich würde niemals auf einer Yacht fahren. Nur wegen der Phantasieuniform nicht, in die man da meist gesteckt wird, mit goldenen Knöpfen und Fahnen und Bänderchen. Als Soldat trägt man Uniform, als Beamter—auch auf den großen Post- und Passagierdampfern, das ist wieder etwas ganz anderes, dagegen habe ich gar nichts, da muß militärische Zucht sein—aber von einem ixbeliebigen Fatzken, nur weil er einen großen Geldsack hat, lasse ich mich in keine Lakaienlivree stecken!

Am Abend hatte die Patronin sie alle zusammen mit ins Theater genommen. Parkett! Sie mitten dazwischen.

„Ihr sollt Euch anständig amüsieren, und ich bin Eure Patronin.“

Am anderen Morgen hatte hoch Schnee gelegen. Sie hatte ein Dutzend Schlitten bestellt und nun wurde mit Schellengeläut und Peitschenknall weit nach einem Dorfe hinausgefahren.

„Ihr Matrosen denkt immer, man kann sich nicht anders amüsieren, als daß man sein schwer verdientes Geld geschminkten Frauenzimmern in den Hals gießt,“ hatte sie gesagt, und sie konnte nicht viel anders sprechen, denn sie sprach eben mit Matrosen. „Ich will Euch einmal zeigen, daß es auch anders geht.“

Und sie hatte es gezeigt. Es war ein Sonntag gewesen. Um zehn Uhr waren sie angekommen, hatten von dem Gasthofs Beschlag genommen. Eine Stunde später, als die Tafel gedeckt wurde, nach Schluß der Kirche, kamen die Mädels in hellen Scharen angerückt. Die Patronin hatte eine allgemeine Einladung ergehen lassen, erst jetzt. Getafelt, Saal ausgeräumt, die Fenster verhangen, Gas angebrannt—da war's nicht Mittag, sondern Mitternacht, und es wurde losgetanzt mit voller Kapelle.

Der Pfarrer und der Gemeindevorstand hatten Einwendungen zu machen gehabt. Das war am Sonntag in England nicht erlaubt. Und nun gar am hellen Tage!

Ach was, nicht erlaubt! Was macht der Seemann einen Unterschied zwischen einem Sonntag und einer Mondnacht! Die Patronin zahlte die Strafe doppelt gleich im voraus, schrieb einen Scheck für die Kirchenkasse aus, und Pfarrer und Gemeindevorstand rückten wieder ab. Oder sie hatten wohl mitgemacht.

„Ach, Georg, haben wir uns amüsiert! Was sind wir doch für dumme Kerls, daß wir unser sauer verdientes Geld sogleich in der ersten Hafenspelunke ver lumpen, gleich in der ersten Nacht! Nein, haben wir uns mit diesen Dorf mädels amüsiert!“

„Ja, ja, ich glaub's schon. Na und weiter?“

„Um fünf wurde zurückgefahren, klar Schiff, Dampf auf und zum Hafen hinaus.“

„Na, und so ist das bis heute gegangen. Natürlich keine Schlittenpartien und Mädels. Das gibt's eben an Bord nicht. Aber sonst—wir leben hier wie die Rat-

ten im Käse. Merkst Du nicht, daß ich mir schon ein Bächlein angemästet habe? Das ganze Schiff steckt voll Proviant, als Ballast sind Konservendosen geladen. Und was wir nun sonst noch alles haben! Eine große Bibliothek, einen Turnsaal—“

„Eine große Bibliothek?“ fragte ich aufmerksam.

„Und was für eine! Ungefähr 2000 Bände Romane und alles, in aller Schnelligkeit zusammengekauft und dennoch mit aller Sorgfalt ausgewählt. Wenn's einem aufs Geld nicht ankommt, kann man ja alles haben—“

Ernst schilderte noch weiter, was es hier an Bord alles gab. Ich will es hier nicht erzählen, sonst müßte ich später wiederholen. Außerdem kam Ernst von den Büchern doch lieber wieder auf die Konservendosen zurück, was die alles enthielten.

Mir aber stieg vor den Augen etwas auf. Ein Ideal. Mein Ideal, das ich von Kindesbeinen an gehabt, das mich zur See getrieben hatte. So ein Schiff zu haben, mein eigenes Schiff, mein Königreich, über das ich als freier Seekönig herrsche, über mein Schiffsvolk, über mein Volk, mein Volk—und wie wollte ich für dieses mein Volk sorgen, was für Kerls daraus machen—

Dabei aber verfiel ich in denselben Fehler wie mein Freund Ernst. Während ich so von einem hohen Ideal träumte, mischte sich dazwischen die Blut- und Leberwurst, die ich doch eigentlich noch als Ersatz für die entgangenen Kartoffeln zu beanspruchen hatte.

„Ja, wenn man das nötige Geld hat!“ seufzte ich.

Mit einem Male machte Ernst ein ganz besonderes Gesicht.

„Du, höre mal, Georg,“ fing er mit leiserer Stimme an. „Ich will Dir etwas im Vertrauen sagen. Es war schon nicht hübsch von mir, daß ich's gelesen habe, und noch weniger, daß ich es einem anderen sage. Einem anderen würde ich ja auch niemals was davon erzählen, aber Du bist doch ein anderer—“

„Na, nun heraus damit, sag's oder sag's nicht!“

„An jenem Sonntagmorgen mußte ich für die Patronin die Post besorgen. Es waren ein paar Briefe für sie da, zwei aus Ägypten, die anderen aus Deutschland. Das sah ich doch an den Marken. Sonst ging's mich ja gar nichts an. Adressiert an Frau oder Missis Helene Neubert. Nur wegen einer Postkarte fragte mich der Beamte. Weil da eine andere Adresse draufstand, ebenfalls deutsch. An die Freifrau von der See Helene Neubert. Ob das stimmte. Natürlich stimmte es. Das war eben nur so eine Juxadresse. Nun aber drehte ich die Karte auch herum. Es war eine Ansichtspostkarte. Keine hübsche. An einem Baumast hing ein Mann, nobel gekleidet, aber die leeren Taschen umgedreht, die Zungen weit aus dem Halse. Und darunter war geschrieben: Sind die neuen Millionen noch nicht bald wieder verpulvert?— Verstehst Du, Georg?“

Und fragend blickte mich Ernst an.

Zunächst aber muß ich erklären, weshalb Ernst dieser Sache eine so lange Entschuldigung vorausschickte. Es ist für diese ganze Erzählung wichtig.

An Bord des Schiffes gibt es keine Klatscherei! Ich will gleich ein Beispiel anführen. Gesetzt den Fall, der Kapitän des Schiffes lebt in unglücklicher Ehe, seine Frau zu Hause ist eine böse Xantippe oder macht während der Abwesenheit ihres Mannes Dummheiten.

Die ganze Besatzung weiß darum. Vielleicht ist die ganze Besatzung aus demselben Neste wie der Kapitän. Da wäre es begreiflich, wenn im Matrosenlogis und in der Offiziersmesse darüber gesprochen würde, jeder gäbe seine Geschichtchen zum besten.

Ausgeschlossen!!! Nie wird im Matrosenlogis und in der Offiziersmesse auch nur ein einziges Wörtchen über diese Familienangelegenheiten des Kapitäns fallen! Man kann sich Anekdoten vom Kaiser erzählen, oder vom Schornsteinfegermeister August Schulze, oder auch die Familienangelegenheiten von früheren Kapitänen besprechen, unter denen man gefahren ist—aber nicht die des gegenwärtigen Kapitäns, keines anderen Schiffskameraden.

Ja, zwei gute Freunde einmal unter vier Augen, das ist etwas anderes. Aber öffentlich so etwas besprechen—vollkommen ausgeschlossen! Das ist unanständig. Das ist niederträchtig. Es geht gegen die Bordroutine.

Ich mußte dies ausführlich erklären, weil ich bald darauf wegen einer Verletzung dieses ungeschriebenen und dennoch ehernen Bordgesetzes des Anstandes ein blutiges Renkontre haben sollte.

„Verstehst Du, Georg? Nicht die neun Millionen, sondern die neuen Millionen. Ob sie die noch nicht bald wieder verpulvert hätte. Die hat schon einmal Millionen durchgebracht. Wie lange diesmal die Herrlichkeit währen würde.“

„Na, warum soll sie denn ihr Geld nicht verpulvern, wenn's ihr Spaß macht,“ sagte ich und stand auf, „das macht doch jeder, wie er will, ich würde's gerade so machen—und Du machst jetzt, daß Du hinauskommst. Ich will mich noch ein paar Stunden aufs Ohr legen.“

So brach ich diese Unterhaltung ab. Doch nicht etwa, daß ich meinem Freunde seine Indiskretion übel genommen hätte. Durchaus nicht. Ich war wirklich sehr müde.

Ehe ich in meine Schlafkabine ging, wollte ich einmal nachsehen, was das für eine andere Tür im Salon war. Sie war unverschlossen, führte in eine Badekabine. Pikfein! Eine Marmorwanne. Oder aus doppeltem Blech und so angepinselt. Oder Emaille. Jedenfalls alles pikfein.

Wie ich noch in der Tür stand, kam Sidy wieder herein, dessen Klopfen ich wohl überhört hatte, in den Händen eine Schüssel.

Aaaaah!! Wie mich das große Stück Leberwurst anlachte! Und das noch größere Stück Blutwurst! Ich wurde gleich wieder ganz munter.

„Verzeihen nur der Herr Steuermann, ich hatte vorhin ganz die Salzkartoffeln vergessen—“

„Schon gut, schon gut, ich verzeihe Ihnen, setzen Sie die Wurst nur dorthin. Kann man hier ein Bad nehmen?“

„Zu jeder Zeit.“

„Warmes Wasser?“

„Läuft immer heiß—Frischwasser.“

„Was, Frischwasser?“

Ich war nur auf Seglern gefahren, da bekommt man alle Tage eine Kaffeetasche voll Frischwasser ins Waschbecken.

„Das ist Kondenswasser, geht immer wieder in den Kessel zurück, die Seife ist nur gut gegen den Kesselstein.“

Ich ließ ein, pompadourte mich. Verbraachte die ganze Madame Pompadour für einen Franken. Sehr gut gegen den Kesselstein. Dann zog ich mir das Stück Blut- und das Stück Leberwurst zu Gemüte, in jeder Hand eines und abwechselnd abbeißend, noch in der Wanne sitzend. Dabei hatte ich so meine Gedanken, setzte sie auch noch fort, als die Wurst samt der Schale verschwunden war.

Frau Helene Neubert—ein sehr einfacher Name.

Freifrau von der See—ein herrlicher Adelstitel! Gibt's auch noch gar nicht.

Wie wird man denn eigentlich adlig, wenn man's noch nicht ist? Na ja, man kann den Adel verliehen bekommen. Aber das ist doch nicht das Richtige.

Wie sind denn eigentlich alle die vielen Grafen und Freiherren und Barone entstanden?

Die haben sich ganz einfach selbst dazu ernannt. Früher. Da hat sich so ein tüchtiger Kerl, der sein Schwert zu schwingen verstand, einfach mit einigen Kumpanen auf einem steilen Felsen festgesetzt— „hier, ich bin der freie Herr vom, auf und zum Adlerhorst, wer hier vorbeizieht, muß mir Tribut zahlen, oder ich poche Euch Pfeffersäcke aus“ —und da war der Freiherr von, auf und zu Adlerhorst fertig.

Weshalb soll denn so etwas heute nicht mehr gehen? Wenn ich mein eigenes Schiff— —

Mit einem Male verließ mich die Besinnung.

Ein Schüttelfrost weckte mich wieder.

Hallo, wie lange hatte ich denn geschlafen? bis am Halse im Wasser sitzend?!

Das Wasser war kalt geworden; ja nicht gerade eiskalt, aber jedenfalls fro und zitterte ich wie ein junger Hund im Schnee.

Da glaste draußen die Schiffsglocke einen Doppelschlag. Neun Uhr.

Na, da guten Morgen!

Drei Stunden war ich im Wasser gesessen, oder sogar darin geschlafen! Da mußte es freilich kalt geworden sein.

Lachend sprang ich aus der Wanne, ich fühlte mich beim Anziehen wie neugeboren. Nun brauchte ich mich aber acht Tage lang nicht wieder zu waschen.

Siddy kam, meldete das zweite Frühstück. Jawohl, ich war schon wieder gefechtsbereit. Diesmal aber wollte ich es mit in der Offiziersmesse einnehmen.

Es waren der erste, zweite und dritte Maschinist, ferner Dr. Cohn, der Schiffsarzt, die sich mir vorstellten. Den zweiten Steuermann kannte ich ja schon zur Genüge, der erste ging jetzt Wache. Die Maschinisten hatten nichts zu tun.

Ich will jetzt nur zwei der Herren erwähnen und auch nur oberflächlich: Dr. Isidor Cohn war ein noch junger Mann, ein echter Jude, balancierte auf seiner krummen Nase einen Klemmer, hatte trotz seiner abstehenden Ohren ein sehr geistreiches Gesicht. Sprach nicht viel, machte nur bei jeder Gelegenheit einen faulen Witz, am liebsten über sich selbst.. Obgleich er gestern das meiste von dem Schwein vertilgt haben sollte—oder vielleicht eben deswegen—aß er heute nicht viel, sprach desto mehr der Rotweinflasche zu und pfiff außerdem dazwischen ab und zu einen Kognak.

Mir gegenüber saß der erste Maschinist, Herr Ingenieur Kalthoff, eine Simsongestalt, der mächtige Kopf von schwarzen Locken umrahmt, mit bis weit auf die Brust herabwallendem Vollbart, selbst das Gesicht mit den Pausbacken war muskulös zu nennen, und nun gar diese Hände! Strotzend von Muskeln.

Er gefiel mir von vornherein nicht, hatte so einen polternden, in jeder Hinsicht anmaßenden Ton, auch das Auge war nicht das richtige.

Natürlich mußte ich zuerst erzählen, wie wir das brennende Schiff verlassen hatten.

Dabei merkte ich, wie der erste Maschinist gar nicht erwarten konnte, daß ich fertig war; er hatte schon ein Stückchen Zeitung bereit, räusperte sich immer und sah mich ungeduldig an. Nun, ich machte es kurz genug, wenn auch nicht gerade dem zuliebe.

„Hören Sie, meine Herren,“ fing er dann gleich an, mit gedämpfter Stimme und sich einmal umblickend, daß auch kein Steward anwesend sei, „jetzt habe ich es endlich herausbekommen, wer diese Frau Helene Neubert ist. Hören Sie, meine Herren, mit ihrer Herrlichkeit und mit unserem Schlaraffenleben wird es wohl bald ein Ende haben. Die spielt va banque. Das ist eine notorische Verschwenderin. Die hat schon einmal ein ererbtes Vermögen von Millionen totgeschlagen, hat wieder geerbt, kam unter Kuratel, hat sich durch einen langen Prozeß freigemacht, und nun geht es wieder mit den Millionen los, diesmal als Schiffseigentümerin. Na, wir haben ja schon gesehen, wie die's treibt. Den Matrosen und Heizern silberbeschlagene Meerschampfeifen geschenkt! Und hier, wie die uns auftafelt, die Flasche Kognak zu zehn Mark—das ist doch gar keine Sache. Und wissen Sie, wie ich hinter die Wahrheit gekommen bin? Wie ich vorhin in einem Koffer krame, fällt mir eine alte Zeitung in die Hand—oder auch noch nicht so alt—14 Tage vor unserer Abreise herausgekommen. Hier ist der Ausschnitt. Hören Sie, meine Herren: Die Freifrau von der See. Jeder Reisende, der in diesem und im vergangenen Jahre Kairo besuchte, hat sicher einmal oder öfters einen seltsamen Aufzug gesehen. Eine junge Dame mit aschblondem Haar, hoch zu Roß, meist in Beduinengewänder gehüllt, immer von einer Meute Hunde begleitet, dazwischen aber auch andere Raubtiere aller Art—“

„Bitte, unterlassen Sie das Vorlesen des Zeitungsartikels,“ wurde da der Vorlesende von einer Stimme unterbrochen, höflich aber auf das Bestimmteste.

Diese Stimme gehörte mir an.

Ich war gleich am Anfange der Einleitung auf meinem Stuhl herumgerutscht.

Ich bin weiß Gott kein streitsüchtiger Mensch. Aber was zu viel ist, ist zu viel. Und das hier war mir zu viel, mehr als zuviel.

Der Leser brach ab, sah mich erstaunt an.

„Wie meinten Sie?“

„Ich bitte Sie, diesen Artikel nicht vorzulesen.“

Nur noch erstauntere Augen.

„Ja, warum denn nicht?“

Na, wenn er's durchaus wissen wollte, dann mußte ich's ihm sagen.

„Weil sich das nicht gehört.“

Jetzt aber fingen die großen, schwarzen Augen zu funkeln an, und wie das Blut hochkam!

„Meinen—Sie—mich?!“

„Jawohl, Sie! Verstehen Sie mich denn immer noch nicht? Es ist eine Ungehörigkeit von Ihnen, daß Sie hier am Tische überhaupt schon über unsere Patronin sprechen! Schon das verstößt gegen den Anstand, gegen die Bordroutine. Das könnte ich Ihnen schließlich noch verzeihen. Weil Sie Maschinist sind. Aber daß Sie hier über unsere Schiffsherrin, in deren Lohn und Brot wir alle stehen, solche höhnischen Bemerkungen machen, sich so über sie äußern, das ist einfach eine Gemeinheit von Ihnen! Verstanden?“

Der Simson richtete sich halb auf, legte sich halb über den Tisch, sich auf seine Fäuste stemmend. Ich war bereit, einen Schlag zu parieren und einen zurückzugeben. Aber er konnte nicht, er mußte sich stützen, sonst wäre er umgefallen. So zitterte er.

„Mensch, plagt Sie denn der Wahnsinn?! Wissen Sie denn, wen Sie vor sich haben? Ich bin Offizier!“

„Ich auch. Genau so gut wie Sie.“

„A bah! Machen Sie junger Fant sich doch nicht lächerlich! Steuermann sind Sie!“

„Na und was sind Sie denn?“ fragte ich gleichmütig zurück. „Sie sind Maschinenschmierer.“

„Ja, hier auf dem Schiffe. Aber ich bin wirklicher Offizier!“

„Ich auch.“

„Ich bin Leutnant der Reserve!“

„Ich auch.“

Er stutzte, machte ein etwas dummes Gesicht.

„Ich bin Artillerieleutnant der Reserve.“

„Und ich bin in der kaiserlichen Marine Leutnant zur See der Reserve.“

Ja, das war ich. Ich hatte die Realschule besucht, war erst mit sechzehn Jahren zur See gegangen, hatte mein Jahr in der Marine gedient, war Offiziersaspirant gewesen, noch sechs Wochen als Vicesekadett, war als Leutnant zur Reserve beurlaubt worden.

Der mußte es wohl glauben. Ich brauchte ihm meine Karriere nicht erst zu erzählen.

Mit einem Ruck hatte er seine zitternden Glieder wieder in der Gewalt, er richtete sich vollends auf.

„Dann wissen Sie, was Sie jetzt zu tun haben.“

Sehr richtig. Wir konnten alle weiteren Formalitäten überspringen, hatten uns schon genug an den Kopf geworfen.

„Bestimmen Sie die Waffen.“

„Säbel.“

„Zeit und Ort?“

„Hier sofort.“

Er warf seine zusammengeballte Serviette unter den Tisch, ich faltete meine zusammen und stand auf.

In dem Raume herrschte Totenstille. Die anderen saßen wie gelähmt da. Nur Dr. Cohn nahm jetzt seinen Klemmer von der krummen Nase, blickte durch die Gläser, setzte ihn wieder auf und räusperte sich.

„Meine Herren—ich bin kein Soldat gewesen—ich habe Plattfüße—ich habe auch noch kein Duell gehabt—ich werde mich schön hüten—aber das eine weiß ich: Sie dürfen sich hier nicht so ohne weiteres duellieren! Sie stehen im Dienst! Im Schiffsdienst! Im aktivsten, den man sich denken kann! Haben Sie sich auch schon die Folgen überlegt? Sie werden auf lange Zeit hinaus disqualifiziert, wenn Sie nicht Ihr Patent als Schiffsoffizier für immer verlieren! Und außerdem—das ist ein englisches Schiff! Segelt unter englischer Flagge! Das ist hier englischer Boden! Und nach englischem Gesetz wird schon die einfache Herausforderung auf tödliche Waffen vom Staatsanwalt als vorsätzlich geplanter Mordversuch verfolgt! Die kleinste Verwundung dabei wird als vorsätzliche Körperverletzung bestraft, die Tötung des Gegners als vorsätzlicher Mord mit eventuell lebenslänglichem Zuchthause! Sogar gehangen kann man dafür werden! Ist das den Herren auch bekannt?“

Der jüdische Arzt, der erst in so nachlässigem Tone mit leichtfertigen Worten begonnen, hatte mit immer größerem Nachdruck gesprochen. Der konnte großartig sprechen. Das war ein geborener Parlamentsredner!

Nur auf uns beide machte es gar keinen Eindruck.

Jawohl, das wußte ich alles, und der andere natürlich auch.

Wir hätten den Zweikampf im nächsten Hafen ausfechten und vorher auch von dem englischen Schiffe formell abmustern müssen.

Aber daran dachten wir beide doch gar nicht. Wir waren eben als streitbare Kampfhähne aufeinander geprallt, und nun ging es auch los mit dem Sporn.

„Jetzt sofort,“ wiederholte der Ingenieur.

„Ich stehe zur Verfügung.“

„Darf ich die Herren bitten, uns als Sekundanten zu dienen?“

Alle erhoben sich, alle in ebenso aufgeregter wie feierlicher Stimmung. Es war ihnen etwas Neues, als Sekundanten bei einem Zweikampf auf Leben und Tod zu dienen, und sie wußten diese Ehre zu würdigen. Der zweite Maschinist war ein alter, grauköpfiger Mann, ursprünglich ein Schlossergeselle, ein Heizer, ich lernte in ihm später einen höchst besonnenen, in gewisser Hinsicht fast ängstlichen Mann kennen—aber auch der dachte jetzt gar nicht daran, daß dies für ihn später vielleicht böse Folgen haben könnte.

Das Frühstück war sowieso beendet gewesen. Dr. Cohn schob sich schnell noch eine große Kaviarschnitte in den Mund.

„Wo scholl denn geschäbelt wern?“ mummelte er mit vollem Munde.

Gerade auf einem Kriegsschiffe, wo mit jedem Kubikzoll geheizt wird, sieht es schlecht aus mit hohen Räumen, in denen man mit erhobener Säbelspitze nicht gegen die Decke stößt. Wenn man an Wohnräume und dergleichen denkt. So hohe Speisesäle wie auf Passagierdampfern gibt es da nicht.

„Im Maschinenraum, neben dem Dynamo, da ist Platz genug und gute Beleuchtung,“ meinte der erste Ingenieur.

Der dritte Maschinist wurde hinabgeschickt, um für reine Luft zu sorgen.

„Ja, aber sind denn auch Säbel vorhanden?“ fragte ich.

Hatte ich eine Ahnung! Wir begaben uns in die Waffenkammer, in den Waffensaal.

An den Wänden standen in Reih und Glied an die hundert Doppelbüchsen und eben so viel englische Infanterie-Magazingewehre, über jedem ein Marine-revolver und ein Entersäbel.

Es sind gewaltige Dinger, diese Entersäbel. Wenig kürzer als ein Kürassier-pallasch. Besonders die englische Marine hält noch sehr viel auf die Ausbildung mit dieser Waffe, der russisch-japanische Krieg hat gezeigt, daß der Entersäbel noch lange nicht ins alte Eisen geworfen werden darf. In der deutschen führen ihn nur noch die Torpedomatrosen, müssen aber auch tüchtig fechten.

Eine kleine Reihe, wahrscheinlich für die Offiziere bestimmt, zeigte besonders schön gearbeitete Körbe und Griffe. Ich nahm einen, zog den Säbel aus der schwarzbrünierten Scheide.

Ein ausgezeichneter Stahl, schön ziseliert, haarscharf geschliffen, spitz wie ein Wespenstachel.

„Bitte, wählen Sie.“

„Ich habe gewählt.“

Wir steckten die Dinger in die Hosenbeine, storchten hinaus und gelangten auf Umwegen in die Maschinenräume hinab.

Unterwegs glaubte mich Ernst noch einmal belehren zu müssen.

„Du, Georg,“ raunte er mir zu, „ich weiß ja, daß Du boxen kannst—die beiden Amerikaner damals auf dem MOZART hast Du ja nicht schlecht vertobakt—aber fechten—das ist ein Offizier von der reitenden Artillerie—und er ist Fechtlehrer gewesen, ich hab’s selbst in seinen Papieren gelesen—“

„Halt’s Maul!“

Der Leser muß verzeihen. Ich lasse die Menschen reden, wie sie im Leben wirklich sprechen, ohne dabei unflätig zu werden, was ich nie gewesen bin. Ich schreibe keinen solchen Seeroman, wo das Rettungsboot durch die Brandung gondelt— „das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin“ —um die Schiffbrüchigen abzuholen— „bitte, belieben die Herrschaften einzusteigen, Sie sind gerettet“ —da geht es anders zu, da wird nicht gebeten und nicht gebetet, sondern das Blaue vom Himmel herunter geflucht—Prometheustrotz!

Ich konnte hier zu meinem Freunde Ernst nicht anders sagen als „Halt's Maul“. Übrigens sagte ich „holt Dien Mul,“ was schon anders klingen mag, aber ich will nicht mit Plattdeutsch anfangen.

Neben der kleinen Dynamomaschine hatten wir Platz genug, um uns auszutoben.

„Ohne Binden und Bandagen?“ fragte ich.

„Sicher.“

Dr. Cohn kam nachträglich mit seinem Verbandkasten.

„Kinder, gebt mir nur nicht gar zu viel zu flicken, Ihr wißt doch, ich mache nicht gern was.“

Wir zogen Jacke und Weste aus, krepelten die Hemdsärmel bis an die Schultern hoch. Es war doch gut gewesen, daß ich mich vorher gründlich pompadour hatte.

Der zweite Maschinist hatte noch einen Einfall. Er hatte sowieso eine etwas weinerliche Stimme, jetzt war sie noch weinerlicher.

„So eine Kampelei—ahem—mit so spitzen Dingen—ahem—kann doch einmal lätsch gehen. Haben Sie Ihr Testament gemacht?“

Er hatte sich dabei an den ersten Ingenieur gewendet. Der deutete auf mich.

„Fragen Sie den Herrn dort.“

Ich hatte eine spöttische Entgegnung auf der Zunge, unterdrückte sie aber.

Es ging nicht eben kommentmäßig zu.

„Auf Hieb und Stich?“ fragte ich erst jetzt.

„Sicher auf Hieb und Stich.“

Wir nahmen die Säbel zur Hand.

Da hatte auch Dr. Cohn erst noch einen Einfall.

„Sie, Herr Kalthoff—ich sollte Ihnen doch nach dem Frühstück den Bart stutzen—könnten wir das nicht erst machen? Ich habe die Fünfgroschen sehr nötig.“

Jetzt hatte ich eine noch bessere Gelegenheit, jene höhnische Bemerkung von vorhin zurückzugeben, aber wieder unterdrückte ich sie. Er sollte es erst zu hören bekommen, wenn es soweit war.

Wir nahmen Distanz, legten uns in Parade.

Der zweite Maschinist als der älteste sollte das Kommando übernehmen, er war instruiert worden, hatte ja nichts weiter als „Los!“ zu rufen.

Mit einem Male konnte der alte Herr vor Aufregung nicht mehr sprechen.

„Lololololololololo —“

Mein Gegner wartete den Schluß des Kommandos nicht ab, ganz mit Recht nicht, er hatte schon lolololosgelegt, mit einer Prim, seinen zwei Meter langen Körper hoch aufrichtend, bis auf die Fußspitzen, wollte mir die Parade durchhauen. Als es ihm nicht gelungen war, mir gleich beim ersten Schlage den Schädel bis auf die Schultern zu spalten, ließ er blitzschnell eine Prim nach der anderen herabregnen.



Als auch die keinen Erfolg hatten, schlug er einige sehr geschickte Finten und stach eine Terz nach.

Ich sah ihm im Auge die Bestürzung an, daß seine Klinge so gut pariert wurde.

So, nun war die Zeit für mich gekommen.

„Ich werde Ihnen den Bart stutzen, decken Sie ihn—bei drei ist er ab—eins—so decken Sie doch Ihren Bart! —zwei—drei—“

Ich schlug eine Quartfinte, und im nächsten Augenblick hatte ich ihm den langen Bart dicht am Kinn glatt abgeschnitten.

Er merkte es recht wohl, was passiert war, in ein und demselben Moment wurde sein Gesicht käseweiß und purpurrot, und dann fing er wie ein Wilder auf mich einzuhaufen an, ohne Sinn und Verstand.

Ich wollte das Spiel beenden, nicht mit ihm spielen wie die Katze mit der Maus, prellte seine Klinge ab, daß mich wunderte, daß er sie nicht gleich fahren ließ, stach nach und durchbohrte ihm den Oberarm.

Er ließ den Säbel fallen, sackte im ersten Nervenschmerz zusammen.

Dr. Cohn waltete seines Amtes. Es war ganz still

### Illustration

in dem weiten Raume. Nur der halb oder ganz Ohnmächtige stöhnte leise. Eine tüchtige Fleischwunde, weiter nichts, keine Sehne durchschnitten. Ein paar Tage Wundfieber, dann konnte er wieder Dienst tun, schon vorher. Diese Maschinisten haben für gewöhnlich ja gar nichts zu tun, bummeln nur um ihre Maschine herum.

Ich zog mich schnell an, trat in den großen Maschinenraum hinaus, besichtigte die Kurbeln und Stangen. Gedanken über die Folgen machte ich mir nicht etwa. Bah! dann darf man so etwas nicht erst anfangen. Bei mir kommt die Aufregung immer erst hinterher. Ich bekämpfte sie durch ruhiges Atmen, studierte eingehend die Maschine, meine Aufmerksamkeit nur darauf konzentrierend.

Weiß nicht, wieviel Zeit so vergangen war. Dann stieg ich hinauf, trat an Deck.

Ein Mann kam auf mich zu, der erste Steuermann, den ich noch nicht gesehen hatte. Er gefiel mir nicht. Weshalb nicht, das werde ich gleich sagen.

„Sind Sie der neue Dritte?“

„Ja.“

„Zum Kapitän auf die Brücke.“

Ich hinauf. Der Kapitän wußte schon alles, das sah ich ihm gleich an. Wie ich vor ihm stand, wollte er die Hände aus den Hosentaschen ziehen. Zwar tat er's nicht, er hatte nur so geruckt, aber es war schon ein böses Zeichen gewesen.

„Sie haben mit dem ersten Maschinisten ein Säbelduell gehabt!“ herrschte er mich an.

„Ja.“

„Unfug verdammter!!“ Haben Sie denn gar keinen Begriff von Ihrer Pflicht als Schiffsoffizier?!“

„Ich war nicht im Dienst und—“

„Halten Sie's Maul! Sie sind—“

„Herr Kapitän,— — —“

„Ihr ungewaschenes Maul sollen Sie halten!!! Sie denken wohl, weil Sie Reserveleutnant sind? Und wenn Sie sonst auch Großadmiral und kommandierender General der Infanterie und Kavallerie wären, hier sind Sie der dritte Steuermann und ich bin der Kapitän, und wenn Sie mich noch einmal unterbrechen, lasse ich Sie in Eisen legen!! Sofort! Und wenn Sie sonst noch etwas von mir wollen, dann fahre ich mit Ihnen längs, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!!—Well,“ mit einem Male wurde er ganz ruhig, „ich muß die Sache ins Logbuch eintragen. Es ist meine Pflicht. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß Sie von allen Flaggen auf mindestens ein Jahr disqualifiziert werden. Und außerdem, da es auf einem englischen Schiffe passiert ist, mindestens ein Jahr Tretmühle. Well.“

Ich war entlassen.

Donnerwetter, hatte der eine Art und Weise, einem den Mund zu stopfen! So kleinlaut war ich noch nie gewesen. Und spricht der bei mir von einem ungewaschenen Maule! Wo ich erst drei Stunden in der Badewanne gesessen war!

„He, Steuermann, kommen Sie nochmal her!“

Ich wieder zurück. Er hatte schon wieder seine endlosen Spazierstangen über das Gelände gelegt.

„Ich habe eben einen Einfall bekommen. Ich brauche die dumme Geschichte doch nicht ins Logbuch einzutragen. Es geht zu machen. Ohne daß ich meine Pflicht verletze. Well.“

Ich war wieder verabschiedet.

Ach!! Hätte ich doch eine Million gehabt, und der Kapitän hätte zu mir gesagt: Steuermann Georg Stevenbrock, pumpen Sie mir doch einmal Ihre Million, wiederbekommen Sie sie freilich nicht.

Oder wäre doch da ein großes Feuer gewesen, und dieser Kapitän hätte gesagt: Steuermann, setzen Sie sich doch einmal dort in das Feuer hinein, lassen Sie sich braten, es macht mir Spaß.

Mir hätte es auch Spaß gemacht.

Aber ich hatte es dem ja gleich angesehen, was das für ein Mensch war! An den Augen. Ich kann nämlich jedem Menschen an den Augen ansehen, was mit ihm los ist. Das ist meine Spezialität. Ich prahle nicht, wenn ich behaupte, daß mich kein Mensch betrügen, täuschen kann, daß ich in den Augen eines jeden Menschen ganz deutlich seinen innersten Charakter lese. Ich werde noch oft von Augen sprechen müssen. Deshalb hatte mir auch vorhin der erste Steuermann gleich nicht gefallen.

Ein kleiner Nigger lief mich an.

Achterauf zur Patronin.

Nun ging's bei der wieder los.

Sie stand am Tisch, stützte sich mit einer Hand darauf, blickte mich erst groß und lange an, ehe sie anfing.

„Sie haben mit dem ersten Maschinist ein Säbelduell gehabt!“

„Ja.“

Das war also genau derselbe Anfang wie beim Kapitän gewesen. Nun aber änderte sich die Sache.

„Weshalb?“

„Weil er mich beleidigt hat.“

„Wodurch?“

„Das ist meine Sache.“

Jäh zuckte sie empor, groß flammten ihre blauen Augen auf.

„Was sagten Sie da?“

„Ich sagte Ihnen kurz und bündig meine Meinung. Und wenn ich auch die zierlichsten Redensarten drechselte, Sie würden doch immer nur dasselbe heraushören: das ist meine Sache.“

„Sie wollen mir nicht sagen, inwiefern er Sie beleidigt hat?“

„Nein.“

„Und ich will es wissen!!!“

Und dabei stampfte sie heftig mit dem Fuße auf. Das war nicht schön von ihr.

„Nein.“

Mit einem Male veränderte sie sich total, mit einem Schlage blickte sie mich mit den freundlichsten Augen an.

„Das ist hübsch von Ihnen—das ist sehr schön von Ihnen!“

So, nun wußte ich's. Das war eine kleine Schauspielerin. Spielte aber ganz famos.

„Ich war gerade unten im Maschinenraum.“

„Waren Sie?“

„Ich habe das Duell beobachtet.“

„Haben Sie?“

„Woher können Sie so ausgezeichnet fechten?“

Ich mußte lächeln.

„Weil ich zwischen Säbeln, Floretts und Rapiere geboren worden bin. Weil ich schon als Kind mit nichts anderem gespielt habe. Mein Vater ist noch heute der Universitätsfechtmeister von Kiel, und die Kieler Teutonen halten schon seit vielen Jahren die Weltmeisterschaft auf Stoß und Hieb. Dort wird mehr gefochten als studiert.“

Nun weiß der Leser, weshalb ich mich so viel mit den Augen beschäftige. Die ganze Fechterei liegt doch nur in den Augen. Alles andere ist doch nur mechanischer Drill des Handgelenks. Jeden Hieb und Stoß, den der Gegner führen will, muß man schon vorher in seinem Auge lesen. Und schon mein Urgroßvater war freier Fechtmeister gewesen. Da muß einem so etwas wohl angeboren werden.

„Sie sind entlassen.“

Das hatte ich nun freilich nicht erwartet; das hatte ich nicht in ihren Augen gelesen, daß so etwas kommen würde.

Sie ging zu einem Ungetüm von Geldschrank, so groß wie ein Kleiderschrank, entnahm einem offenen Fache ein dünnes Buch, die Musterliste, kehrte zurück, nahm einen Federhalter, schrieb, ohne sich zu setzen, hinter meinem Namen die Bemerkung ein, daß ich an Bord auf hoher See abgemustert worden sei, 10 Uhr 12 Minuten vormittags.

Und angemustert worden war ich heute vormittag 4 Uhr 53 Minuten.

So, dann war ich hier also genau 5 Stunden und 17 Minuten dritter Steueremann gewesen.

Na, das ist ja für unsere schnelllebige Zeit schon eine ganz hübsche Dienstperiode. Es gibt heutzutage viele Arbeiter, die so lange nicht auf ein und demselben Platze aushalten. Und wie hatte ich gearbeitet! Soll ich die Terrinen alle noch einmal aufzählen? Und das zweite Frühstück kommt auch noch dazu! Und dabei drei Stunden in der Badewanne gewesen!

O ja, ich hatte mir die sieben Pfund Sterling, die ich nun zu bekommen hatte, ganz redlich verdient.

Aber ich wußte schon, daß ich sie nicht bekommen würde. So dumm war ich doch nicht. Die hatte mich vorhin doch nicht umsonst so freundlich angeblickt und mich belobigt ob meiner Verschwiegenheit in Ehrensachen.

„Ich ernenne Sie zu meinem Waffenmeister.“

Na, da war's schon!

Aber Waffenmeister? Den gibt's auf keinem Schiffe. Nur die französische Armee hat diesen Titel. Maitre des armes. Das ist nichts weiter als Wachtmeister, Feldweibel. An diesem Posten war mir ja nun nicht gerade viel gelegen.

„Welche Heuer oder vielmehr welchen Gehalt beanspruchen Sie?“

„Als Waffenmeister? Da muß ich erst wissen, was —“

„Sind Sie mit 25 Pfund Sterling zufrieden?“

„Monatlich?“

„Monatlich.“

„Ja, ach ja, damit bin ich zufrieden,“ nickte ich.

„Der Kapitän erhält nur 20 Pfund.“

„Das ist ja sogar sehr viel auch für den Kapitän solch eines Schiffes, aber ich kann doch nicht mehr bekommen als der Kapitän.“

„Doch. Sie sollen noch über dem Kapitän stehen. Freilich nur in besonderer Hinsicht. In seine nautische Führung können Sie natürlich nicht einsprechen. Sie gehören überhaupt nicht mehr zu der Besatzung. Von jetzt an sollen Sie zu den—zu den—“ sie begann etwas zu lächeln, „zu den Exklikusen gehören.“

Sie mußte wohl glauben, daß ich dieses Wort noch nicht kenne, hatte es nur für sich selbst lächelnd so hingesprochen.

Dann wendete sie sich mit einem Ruck herum, ging, die Hände auf dem Rücken, mehrmals in der Kajüte hin und her, blieb mit einem Ruck wieder vor mir stehen.

„Kann man mit Ihnen sprechen?“

„Ja, mit mir kann man sprechen.“

„Werden Sie mich verstehen?“

„Ja, ich werde Sie verstehen.“

„Wirklich?“

„Madame, wenn es in unserer Schule eine Zensur für schnelle Auffassungsgabe gegeben hätte, was man so das Verstehstemich nennt—hierfür hätte ich in meinem Zensurenbuche regelmäßig noch eine zweite Eins gehabt.“

„Und in welchem Fache hatten Sie immer diese einzige Eins?“

„Im Turnen.“

„Können Sie so gut turnen?“

„Wenn ich nicht auf der Schulbank oder am Eßtisch saß, hing ich an der Reckstange. Schularbeiten habe ich prinzipiell niemals gemacht.“

„Was hatten Sie denn da immer für Zensuren?“

„Nun, über die Drei kam ich in keinem Fache. Ich bin immer nur gerade so durchgerutscht.“

„Was hatten Sie denn zum Beispiel im sittlichen Verhalten?“

„Da gab es keine Nummern, sondern Bemerkungen. In mein Abgangszeugnis hatte unser guter Rektor eine etwas seltsame Bemerkung eingeschrieben: rüpelhaft, aber sonst harmlos und brav.“

Sie hatte manchmal lachen oder doch lächeln wollen, war aber nicht dazugekommen, hatte mich mit tiefstem Interesse befragt und angehört, mich immer mit ihren großen, blauen Augen fest ansehend.

Dann drehte sie sich wieder mit einem Ruck herum, begann wieder auf und ab zu wandern, die Hände auf dem Rücken, begann zu sprechen. In abgerissenen Sätzen, sich oft wiederholend, mich nicht beachtend.

„Ich hatte einen Traum—einen schönen Traum—einen herrlichen Traum—ich träumte von einem Schiffe—von einem Schiffe, wie es die Welt noch nie gesehen—mit Männern darauf, wie es in solcher Vereinigung noch nie gegeben—die schönsten und stärksten und kühnsten Männer—jeder Mann ein ganzer Mann—jeder Mann ein ganzer Held—und ich die Führerin dieser Heldenschar—und jeder einzelne war bereit, sich für mich zu opfern—und ich war bereit, mich für jeden einzelnen zu opfern—und jeder einzelne war bereit, sich für den anderen zu opfern— — — wir lebten einander zuliebe—“

Mit einem Ruck stand sie wieder vor mir.

„Verstehen Sie mich?“

„Ja, ich verstehe Sie.“

Und ob ich sie verstand! Ach, mein Traum—das war ja mein eigener Traum, den ich von Kindheit an geträumt!!

„Ja, ich sehe es Ihnen an, daß Sie mich verstanden haben.“

Das hielt ich für möglich. Das mußte sie gleich meinen Augen ansehen. Mir war es plötzlich wieder einmal so siedend heiß zum Herzen emporgestiegen, diesmal gleich bis in die Augen hinein—ich großer Bengel hätte beinahe zu heulen angefangen. Weiß selbst nicht warum.

„Ich glaube, wir beide passen zusammen, haben ganz die gleichen Charaktere.“

Ich blieb die Antwort schuldig.

„Das habe ich auf den ersten Blick erkannt, gleich vorhin, als Sie sich auf den Igel setzten.“

Es war nur gut, daß ich nicht zu antworten brauchte. Ich machte eine Reflextionsbewegung, griff mir hinten an den Hosenboden.

„Nur in einer Hinsicht haben wir einen großen Charakterunterschied. Meinen Sie nicht?“

„Wieso, Madame?“

„Wissen Sie es nicht gleich?“

„Nein.“

Zum Glück nahm sie ihren Spaziergang wieder auf, sprach wie zuvor.

„Ich habe die Mittel, um meinen Traum zu verwirklichen. Oder ich habe ihn ja schon verwirklicht. Wenigstens den Anfang dazu gemacht. Aber nun die Fortsetzung, die Fortsetzung! Die Bearbeitung des rohen Materials bis zur plastischen Vollkommenheit! Das ist es, was ich nicht kann.“

„Sehen Sie, Herr Steuermann—Herr Waffenmeister, wollte ich sagen. Ich habe dieser Besatzung alles gegeben, was ich den Leuten bieten konnte. Und ist die Anmusterung auch sehr schnell geschehen, so war das alles von mir doch schon in langen Jahren reiflich überlegt. Ich habe ihnen Bücher in sorgfältigster Auswahl gegeben, ich habe Spiele aller Art angeschafft, das ganze Deck kann mit einem Netz umgeben werden, sie können Fußball und Lawntennis und Cricket spielen; unten im Zwischendeck habe ich einen Tunnel einrichten lassen, wie ihn manche große Stadt nicht besitzt.—Nichts ist es! Alles vergebens! Diese Leute verstehen nicht, was ich will. Sie begreifen nicht, warum ich nur vier Stunden Dienst verlange und dann acht Stunden Freizeit gebe. Ja, die Leute haben gelesen und gespielt und geturnt — im Anfange. Weil's etwas Neues war. Dann hatte es den Reiz verloren. Dann legten sie sich hin und rauchten

ihre Pfeifen und erzählten sich Geschichten. Und so machen sie es jetzt noch, und so werden sie es weiter machen, und zuletzt wird es so weit kommen, daß sie an den größten Leckerbissen etwas zu tadeln haben.

„Ja, ich könnte diese Spiele und körperlichen Übungen mit im Schiffsdienste aufnehmen. Es ist Zwang, sich daran zu beteiligen. Es ist einfach Dienst. Aber das ist doch nichts. Wo bleibt da mein Ideal, mein Traum—“

„Frau Patrona, das will ich wohl fertig bringen,“ unterbrach ich die Sprecherin und streifte schon meine Ärmel hoch.

Sie trat wieder an den Tisch, blieb dort stehen.

„Können Sie das?“

„Jawohl, da haben Sie in mir wirklich den Richtigen gefunden. Da will ich wohl Feuer dahinter bringen.“

„Aber nur kein Zwang—“

„Nein, nein, ich verstehe Sie vollkommen, vollkommen!! Alles muß mit Lust und Liebe geschehen. Zwischen den Jungens muß ein ständiger Wettkampf herrschen. Aber nicht etwa um eine Prämie. Es geht nur um die Ehre. O, Madame, das überlassen Sie nur mir, Sie sollen sehen, was ich in kürzester Zeit für ein ritterliches Volk zusammenfixe!“

Mit einem Male blickte sie mich ganz verklärt an. Und ich mochte ja auch so aussehen—ganz verklärt—denn das war wirklich etwas für mich. Hier brachte mich das Schicksal endlich auf meinen eigentlichen Beruf, zu dem ich mich geboren fühlte.

„Nun gut, fangen Sie an. Ich lasse Ihnen vollkommen freie Hand. Und wenn Sie irgendetwas brauchen—kommen Sie zu mir. Es ist aber auch noch etwas anderes dabei. Eigentlich die Hauptsache. Jetzt spreche ich von jenem Unterschied zwischem unserem Charakter.“

„Ich habe nämlich einen großen Fehler. Oder ist es eine große Tugend? Ist es edel von mir oder eine kleinliche Schwäche? Ich ich ich—ja, wie soll ich mich nun gleich ausdrücken—ich kann einen Menschen, der sonst seine Pflicht tut, der mir aber sonst nicht gefällt, nicht fortschicken —“

Aha! Ich verstand sofort! ja, es ist ganz hübsch, ein gutes Herz zu haben. Aber für den Betreffenden hat es manchmal böse Folgen, kann ihn mindestens in die schwersten Unannehmlichkeiten bringen.

Ich habe ein gutes Herz. Ich kann nicht nein sagen. Wenn mich jemand anpumpen will, und ich habe nichts, dann pumpe ich für ihn. Aber Dienst ist Dienst und keine Gefälligkeit. Wenn ich etwa Werkmeister in einer Fabrik bin, und ein Arbeiter tut nicht gut, oder er paßt mir sonst nicht—der fliegt sofort hinaus. Und wenn's mein bester Freund ist, mein eigener Bruder.

Das erzählte ich nicht erst.

„Wenn Sie das nicht können—ich kann's.“

„Sie verstehen mich?“

„Vollkommen.“

„Die Anmusterung ist ja viel zu schnell geschehen. Aber ich mußte sie doch haben, ich konnte sie doch nicht erst an Land auf ihren Charakter und ihr Können prüfen. Und dann wäre es doch immer noch dasselbe. Nun sind aber doch viele Männer dazwischen gekommen, die zu uns durchaus nicht passen. Obgleich es sonst vielleicht die tüchtigsten Seeleute sind. Und gerade das ist wieder der Grund, weshalb Kapitän Martin sie niemals entlassen wird. Für den kommt nur die Seemannschaft in Betracht. Dieser Kapitän, so klug und ausgezeichnet er auch ist, versteht mich überhaupt nicht—“

„Aber ich verstehe Sie. Ich werde in jedem Hafen alle Elemente, die nicht in unseren ritterlichen Kreis passen, ausmerzen und sie durch neue ergänzen, und so fort und fort.“

„Das ist es! Gut, dann ist die Sache ja erledigt. Sie sind also der Waffenmeister dieses Schiffes. Wenn es diesen Titel bisher noch nicht gegeben hat, so habe ich ihn hiermit eben geschaffen. Als Waffenmeister sind Sie der Höchste auf dem ganzen Schiffe, haben meine absolute Vollmacht.“

„Ich stehe auch über dem Kapitän?“

„Natürlich. Nur in die nautische Führung des Schiffes darf sich niemand einmischen.“

„Aber auch den Kapitän darf ich fortjagen?“

Sie sah mich groß an.

„Sie wollen Kapitän Martin entlassen?“

„Nee, den nich.“

Ich wußte gar nicht, weshalb sie plötzlich so lachte. Schnell wurde sie wieder ernst.

„Sie können jeden entlassen, jeden. Ohne mich erst zu fragen. Sie brauchen keine Bestätigung von mir zu haben. Nur bei einem besonderen Teile der Schiffsbesatzung möchte ich immer erst befragt werden, Ihren Grund hören.“

„Bei den Exklikusen.“

„Sie wissen schon davon?“

„Mein Freund Ernst erzählte mir etwas davon.“

„Das ist der zweite Steuermann?“

„Ja.“

„Hat er Ihnen sonst etwas erzählt?“

Schade, daß sie schon wieder so zu fragen anfang. Ich lasse mich nicht auf diese Weise ausfragen.

Da merkte ich, wie sie etwas sagen wollte und nicht gleich konnte, bis sie es endlich hervorbrachte.

„Herr Stevenbrock! Herr Waffenmeister! Es gehen über mich Gerüchte. Es ist nicht an dem. Genügt Ihnen diese meine Erklärung?“

„Ja.“

„Ich verfüge über unermessliche, unerschöpfliche Schätze.“

„Das ist sehr schön, wenn man so etwas hat.“

Immer ernster wurde sie, auch wie unsicher, zögerte, bis sie mit einem entschlossenen Schritte dicht vor mich hintrat. Dafür aber zitterte jetzt ihre Stimme.

„Herr Stevenbrock! Ich weiß, wodurch der erste Maschinist Sie beleidigt hat. Weshalb Sie ihn gefordert haben. Ich danke Ihnen.“

Und sie streckte mir ihre weiße, schlanke, feine Hand hin. Ich drückte sie.

Sie zog sie zurück, streifte einen der blitzenden Ringe vom Finger, hielt ihn mir hin.

„Nehmen Sie das zum Andenken. Zum Zeichen, daß ich Ihnen auch fernhin dankbar sein werde. Es ist das Heiligste, was ich besitze. Wir leben einander zuliebe.“

Sie hielt die Hand, die mir den Ring reichen wollte, etwas hoch, auffallend hoch.

Einen Handkuß? Ich bin kein Freund von „küß d' Hand, gnä Frau“. Schauderhaft! Eklig! Unmännlich! Und wenn's eine Prinzessin wäre, die mir gnädig die Hand zum Kusse hinhielte—die könnte ja lange warten.

Jetzt aber beugte ich mich, und als ich den Ring nahm, küßte ich den Handrücken, küßte sogar recht herzhaft.

Ich weiß nicht, wer von uns beiden dabei ein röteres Gesicht bekam.

Dann ging ich.

